

Prüfung intra- und transkulturelle Kommunikation

Termin: März 2021

Der Ausgangstext ist aus dem Online-*Standard* und wurde am 5.10.2020 publiziert.

Gestalten Sie für die nachfolgend formulierten Situationen Texte in Ihren drei Arbeitssprachen basierend auf den Informationen des Ausgangstextes. Achten Sie darauf, Ihre Zieltexte in Makro- und Mikrostruktur dem Auftrag entsprechend zu texten und dabei den jeweiligen kulturellen Kontext und sämtliche Aspekte der Kommunikationssituation zu berücksichtigen. Ihre Texte sollen ca. 250 Wörter umfassen. Die Beurteilung der Zieltexte erfolgt basierend auf dem PIK- Beurteilungsraster.

Auftrag 1 – Textproduktion A-Sprache (ca. 250 Wörter):

Gerade in der Zeit von Corona erleben Führungskräfte-Trainings zum Thema Resilienz einen Boom. Die redaktionelle Leitung des Wirtschaftsteils eines Qualitätsmediums Ihrer A-Sprache plant dazu eine Kolumne, die den Slogan „Resilienz kann man lernen!“ kritisch hinterfragt – mit Hilfe von aktuellen Erkenntnissen der Resilienzforschung. Schreiben Sie diese Kolumne.

Auftrag 2 – Textproduktion B-Sprache (ca. 250 Wörter):

Eine Persönlichkeitstrainerin in einem Land Ihrer B-Sprache ist Spezialistin auf dem Gebiet „Resilienz“ und bietet auf ihrer Website Wochenendkurse an. Erstellen Sie für sie einen Werbetext, der über die Inhalte und Ziele dieser Kurse informiert und zugleich zur Teilnahme motiviert.

Auftrag 3 – Textproduktion C-Sprache (ca. 250 Wörter):

Ein Forschungsteam an einer Universität in einem Land Ihrer C-Sprache arbeitet im Rahmen eines europäischen Netzwerks mit dem Leibnitz-Institut für Resilienzforschung in Mainz an einem gemeinsamen Projekt. Für diese europaweite Langzeitstudie werden junge Proband*innen gesucht. Texten Sie eine Rundmail an Studierende dieser Universität. Laden Sie darin zur Teilnahme an diesem Projekt ein und informieren Sie die zukünftigen Teilnehmer*innen kurz und bündig über den Begriff Resilienz sowie über die Ziele der Studie.

Resilienz: An Krisen wachsen können

Die Corona-Pandemie bringt viele Menschen in schwierige Lebenslagen. Über die psychische Verfasstheit, die es braucht, um sie zu überstehen

Die Erfahrung zeigt: Menschen gehen mit Krisen sehr unterschiedlich um. Stürzen die einen in ein tiefes Loch und entwickeln eine Depression, sind die anderen nur kurz niedergeschlagen, gehen aus der belastenden Situation jedoch unbeschadet hervor. Solche "Stehaufmännchen" nennt die Wissenschaft resilient. Somit bezeichnet Resilienz „die Fähigkeit, schwierige Lebenssituationen ohne anhaltende psychische Beeinträchtigung zu überstehen“, erklärt Raffael Kalisch, Neurowissenschaftler und Gründungsmitglied des Leibniz-Instituts für Resilienzforschung (LIR) in Mainz. Wie manche Menschen das machen, ist eine Frage, die die Wissenschaft seit längerem interessiert.

Verletzlich, aber unbesiegbar

Zur festen Größe im medizinischen und psychologischen Diskurs wird der Begriff durch die Arbeit der US-Amerikanerin Emmy Werner. Gut 40 Jahre lang beobachtete die Entwicklungspsychologin gemeinsam mit ihrem Team 698 Kinder, die im Jahr 1955 auf der hawaiianischen Insel Kauai geboren wurden. Sie alle wuchsen unter schwierigen Bedingungen wie Armut und Alkoholismus auf. Viele wurden von ihren Eltern auch misshandelt. Wie erwartet wurden zwei Drittel der Kinder später selbst gewalttätig, alkoholabhängig oder psychisch krank. Jedes dritte Kind war jedoch sozial gut integriert und entwickelte sich zu einem psychisch stabilen, erfolgreichen Erwachsenen.

"Vulnerable but invincible" – "verletzlich, doch unbesiegbar" nennt Werner diese Kinder. Als Faktoren, die dazu beitrugen, dass sie sich so positiv entwickelten, identifizierte die Forscherin unter anderem Humor, die Bereitschaft, Hilfe anzunehmen, Optimismus sowie eine gewisse Form von Spiritualität. Besonders wichtig war auch die Bindung an eine konstante Bezugsperson. Das konnten Mutter oder Vater sein, aber auch die Oma, der Onkel oder eine Lehrerin. Wichtig war, dass es eine Person gab, die an das Kind glaubte; ihm zeigte, dass es so, wie es ist, gut und richtig ist.

Selbstwirksam sein

Werners Ergebnisse wurden inzwischen von zahlreichen Studien bestätigt und scheinen sich auch in der Corona-Pandemie zu bewähren: Gemeinsam mit Forscherinnen und Forschern der Universitätsklinik Charité in Berlin und anderen europäischen Partnern führte Neurowissenschaftler Kalisch eine weltweite Studie durch, die untersucht, welche Faktoren die Psyche in der Corona-Krise schützen. Die ersten Zwischenergebnisse der Online-Befragung liegen bereits vor und bestätigen den Zusammenhang zwischen psychischer Gesundheit und empfundener sozialer Unterstützung, Optimismus und Selbstwirksamkeit als die Erfahrung, sein Leben selbst gestalten zu können.

Besonders wichtig ist zudem, wie eine Person die Krise bewertet: "Wer der Pandemie positive Aspekte abgewinnen kann oder gar Gelegenheiten in ihr sieht, das Unvermeidliche akzeptiert und auch erkennen kann, wenn es ihm noch

vergleichsweise gut geht, kommt besser mit der Krise klar", betont Kalisch. Das bedeute nicht, dass solche Personen die Gefahrensituation verharmlosen. Vielmehr schätzten sie die Bedrohung realistisch ein, vermeiden es aber, Gefahren zu generalisieren oder sich in möglichen Katastrophenszenarien zu verlieren. Einen "positiven Bewertungsstil", kurz Pas, nennen Kalisch und sein Team diesen Resilienz-Faktor.

Ressourcen aktivieren

Müssen wir also nur optimistisch sein, lernen, Schicksalsschlägen etwas Positives abzugewinnen, unnötige Grübeleien abschalten – und schon können wir gut mit allen Widrigkeiten des Lebens umgehen? Reicht es, eine Checkliste abzuarbeiten, wie einzelne Ratgeber empfehlen, und schon sind wir resilient?

Mitnichten. "Zwar hat die Forschung bereits zahlreiche Resilienzfaktoren entdeckt, sie haben jedoch nur einen geringen prädiktiven Wert", sagt Kalisch. Ihnen fehlt also die Vorhersagekraft. "Mit welchen Ressourcen ein Mensch es schafft, trotz Widrigkeiten psychisch gesund zu bleiben, lässt sich tatsächlich größtenteils erst nach der Krise sagen", bestätigt Psychologin Asconde. Wissenschaftler wie sie und Kalisch gehen deshalb nicht mehr davon aus, dass es einzelne Faktoren, Fähigkeiten oder gar Charaktereigenschaften wie Optimismus oder Humor sind, die Menschen in Krisen schützen.

"Resilienz ist das Ergebnis eines dynamischen Prozesses, der sich in der Herausforderung entwickelt", betont Kalisch. Und nur weil ein Mensch einmal resilient war, bedeute dies nicht, dass er dies auch in Zukunft sein wird. Resilienz wird damit zu einer "zeitlich variierenden Konstellation". Was eine Person persönlich mitbringt, könne dabei genauso wichtig sein wie die Frage, wie sie finanziell aufgestellt ist, ob sie Hilfe aus ihrem sozialen Umfeld bekommt, diese auch als solche empfindet und welche Lernprozesse sie durchmacht. "Statt nach einzelnen Faktoren zu suchen, gelte es, das Zusammenspiel zu ergründen", so Kalisch.

Messwerte schwierig

Für die Forschung bedeutet das ein Umdenken: "Momentan wird Resilienz oft mithilfe von Fragebögen gemessen, die im Wesentlichen eine Kombination vorher festgelegter Faktoren abbilden", erklärt der Neurowissenschaftler. Eine einmalige Erhebung gering prädiktiver Faktoren könne aber nicht die zukünftige Entwicklung der psychischen Gesundheit vorhersagen. Um Resilienz besser zu verstehen, brauche es Langzeitstudien, in denen Probandinnen und Probanden immer wieder zu ihrer Gesundheit, den erfahrenen Widrigkeiten sowie ihrem Umgang mit diesen befragt würden. "Nur aus solchen wiederholten Beobachtungen über eine längere Zeit lassen sich Rückschlüsse auf die entscheidenden Lern- und Anpassungsprozesse ziehen, die letztlich den Menschen gesund erhalten", so Kalisch. Ein Ansatz, den etwa das Mainzer Resilienz-Projekt (MARP) verfolgt.

Hier wird eine Gruppe junger gesunder Probanden über mehrere Jahre begleitet, die sich am Übergang zwischen Jugend und Erwachsenenalter befinden, einem Altersbereich, in dem stressbedingte psychische Probleme besonders häufig auftreten. Neben regelmäßigen Abfragen ihrer Erlebnisse, ihrer Reaktionen und möglicher psychischer Symptome werden die jungen Leute außerdem immer wieder

im Labor ausgewählten Stress- und Belastungstests unterzogen und im Magnetresonanztomograf untersucht. Sie geben Blut- und Haarproben ab und schicken sogar ihren Stuhl ein, um mögliche stressbedingte Veränderungen der bakteriellen Besiedlung des Darms zu analysieren. Erste Ergebnisse soll es 2021 geben.